

Unikum

Mit Knochenmark unkontrolliert durch den Zoll

Ingmar Lange fliegt oft. So oft, dass er die Kilometer schon gar nicht mehr zählen kann. Sein Gepäck besteht nur aus einem Koffer, aber den lässt der 22-jährige Medizinstudent nicht aus den Augen. Darf er auch nicht, denn dieser Koffer ist der Grund für seine Reisen: Ingmar ist Kurier für Knochenmark.

Für Patienten des Leipziger Uniklinikums, die eine Knochenmarkspende brauchen, wird per Computer weltweit nach einem passenden Spender gesucht. Ist dieser gefunden, geht es für Ingmar los. Mit dem Isolierkoffer fliegt er abends an den Zielort – Übergabe der Spende am nächsten Morgen. „Oft ist das lange Warten am schlimmsten. Ich habe immer Angst, dass ich den Rückflug verpasse“, erzählt Ingmar. Er hat maximal 48 Stunden Zeit, um seine wertvolle Fracht nach Leipzig zu bringen. Danach sinken die Erfolgschancen einer Transplantation.

Hat er den Koffer erst einmal in der Hand, lässt er ihn meist nicht mehr los. Im Flugzeug bleibt ein Sitz neben ihm frei und auch im Taxi wird das Behältnis neben ihm angeschnallt. Beim Zoll kommt er unbesehen durch. Seit 1997 fliegt Ingmar zwei bis drei Mal monatlich im Auftrag des Klinikums.

„Die größte Entfernung war Denver in den USA“, erinnert sich der angehende Mediziner. „Da wurde die Zeit richtig knapp, weil der Flug wegen eines Hurrikans Verspätung hatte. In Frankfurt/Main bin ich dann in sieben Minuten durch die Terminals gerannt, um den Anschluss nach Leipzig zu kriegen.“

Er kam eher zufällig zu seinem Job, den normalerweise die Ärzte erledigen. Da diese aber überlastet waren, fiel die Wahl auf ihn. Ingmar sieht seine Arbeit gelassen. Obwohl er die Patienten, für die er unterwegs ist, oft durchs Studium kennt, hat er keine Angst vor der Verantwortung. „Reisen war schon immer mein Ding“, lacht er. „man wächst bekanntlich mit den Aufgaben.“

Susanne Amann



Rennt und fliegt im Dienste der Patienten: Knochenmark-Spediteur Ingmar Lange.

Glossiert

Alles vergebens

Man wundert sich immer, warum manche Menschen so viele kostbare Jahre ihres jungen Lebens an der Universität verbringen, statt anständig arbeiten zu gehen. Und wenn schon studieren, muss das denn so lange dauern? Natürlich nicht. Aber die Studenten können gemeinhin am allerwenigsten für ihre vielen Semester. Es sind die äußeren Umstände, die das Studium in die Länge ziehen wie Kaugummi.

Nehmen wir mal die Uni Leipzig. Seit fünf Jahren plant sie die Einführung eines elektronischen Studentenausweises. Das ist ein Plastikding, das aussieht wie die Karte von der Krankenkasse, aber zwei (!) Mikrochips hat. Seit mehr als einer Regelstudienzeit freut sich der Student nun darauf. Weil: Das ist doch was, da studiert es sich gleich ganz anders. Und das Warten scheint sich gelohnt zu haben: Im Herbst soll die Karte endlich zu haben sein. Auf die gute Nachricht folgt prompt die Katastrophmeldung: Die Uni will die chipbewehrten Multitalente nur an jüngere Semester verteilen. Der Aufwand lohne sich nicht für die, die doch eh bald fertig sind.

Liebe Kommilitonen im 16. Semester: Ihr könnt jetzt doch eure Prüfungen machen. Das Warten war vergebens.

Forschungsprojekte überspringen Fakultätsgrenzen

Interdisziplinäre Projekte sind an der Alma Mater im Kommen / Lehrende und Lernende profitieren gleichermaßen

Etwa 1000 Treffer ergibt eine Anfrage mit der Suchmaschine im Internetangebot der Leipziger Universität zum Thema „Interdisziplinäre Forschung“. Demnach scheint es um eine über die eigenen Fakultätsmauern hinausgehende Zusammenarbeit nicht schlecht bestellt zu sein. Der Großteil der Links führt allerdings zu fachübergreifenden Forschungsprojekten innerhalb der medizinischen oder naturwissenschaftlichen Institute. Aber auch zwischen Fakultäten bestehen bereits Kooperationen, die eine Brücke zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen schlagen.

Ein Beispiel dafür ist die Kooperation zwischen Informatikern und Linguisten. Das Schlagwort der Forschergruppe um Professor Gerhard Heyer, Abteilungsleiter für Automatische Sprachverarbeitung am Institut für Informatik, lautet „Texttechnologie“.

Wer seine Texte im Netz publiziert, möchte auch, dass sie gefunden werden. Dazu sei es wichtig, die richtigen Begriffe anzugeben, damit sich die Trefferchance der Suchmaschinen im World Wide Web erhöht. „Durch die Anwendung von Sprachmodellen der Informatik lässt sich im Gegensatz zu denen der Linguistik die von der Suchmaschine durchsuchte Textmenge erweitern“, erklärt Heyer.

Zusammen mit Linguistik-Professorin Anita Steube entstand die Idee, den Studienschwerpunkt „Automatische Sprachverarbeitung“ zu einer Studienrichtung „Linguistische Informatik“ auszubauen. Der entsprechende Antrag liegt dem Uni-Senat vor. „Wenn alles gut geht, kann die Studienrichtung zum Wintersemester angeboten werden“, hofft der Informatiker. Die Disziplin soll sich mit der Verarbeitung von natürlicher

Sprache in Wort und Schrift durch Computer beschäftigen.

Im Projekt „Chinesische Kinderstimmen“ erforschen der emeritierte Medizinprofessor Wolfram Behrendt und Professor Ralf Moritz, Lehrstuhlinhaber für Klassische Sinologie, ob Stimmunterschiede physiologische Gründe haben oder das Produkt unterschiedlicher Erziehung sind. „Dazu haben inzwischen drei Austauschstudenten der Sinologie in China und Taiwan Stimmproben von Kindern gemacht“, erzählt Behrendt. Durch Kontakte zu einem Pekinger HNO-Arzt kündigt neben der Hörauch eine visuelle Diagnostik möglich, so Behrendt weiter. Auch für die Sinologie hat das Projekt zahlreiche Vorteile. Einerseits stelle der Umgang mit der chinesischen Sprache die deutschen Austauschstudenten vor eine Herausforderung. Andererseits sei auch die Erforschung der Stimme

als Kulturphänomen interessant, erläutert Moritz.

Ebenso wird am Zentrum für Höhere Studien (ZHS) interdisziplinär geforscht und gelehrt. Das ZHS verbindet die Anliegen verschiedener Institute in Promotionskolloquia und Projektgruppen. Seit dem Wintersemester 1996/97 gibt es hier den Magister-Studiengang „Frankreich-Studien“. Klausur Bochmann, Professor für romanische Sprachwissenschaft: „Neben den philologischen Inhalten soll durch die Kooperation mit sechs Instituten aus verschiedenen Fakultäten frankreich-bezogenes Fachwissen vermittelt werden.“

Durch fächerübergreifende Zusammenarbeit bekommen Studenten auch Impulse für ihre spätere Laufbahn: „Der Lehrende kann durch interdisziplinäre Forschungsthemen Ideenspende sein“, resümiert Behrendt. Annika Koch, Fabian Schäfer

Studentenfutter

Feuer gefangen

Während der Abschlussfeier des jüngsten Sächsischen Hochschulsporifestes kam es zu einem Brand im Großen Hörsaal der Sportwissenschaftlichen Fakultät der Uni. Wie erst jetzt bekannt wurde, verletzte sich ein Teilnehmer des Showprogramms dabei an Kopf und Händen. Bei einer Jongliernummer mit brennenden Fackeln war eine feuergefährliche Flüssigkeit auf das Parkett des Saales getropft und entzündet sich. Der Künstler musste vor Ort ärztlich versorgt werden.

Sonne ausgebeutet

Sachsens größte Solaranlage auf dem Dach des Studentenwohnheims in der Löbniger Johannes-R.-Becher-Straße hat 20 Prozent mehr Energie erzeugt als erwartet. Diese positive Bilanz zog der Betreiber der Anlage, das Studentenwerk Leipzig, nach zweijähriger Laufzeit. Durch die mit rund 400 Quadratmeter Kollektorfläche ausgestattete Solaranlage konnte das Studentenwerk bisher 12 000 Mark an Betriebskosten einsparen.

Campus-Meinung

Studenten egal

Von ULRIKE ARNHOLD

Absolventenvereine haben an der Leipziger Uni einen schweren Stand: Weder die Professoren noch die Studenten sind von der Vision des Absolventen als Öffentlichkeitsarbeiter und Sponsor überzeugt. Welche Erinnerungen an die Uni-Zeit sollen den ehemaligen Studenten später auch das Herz erwärmen?

Professoren, die keine Zeit haben? Lange Schlangen im Prüfungsamt? Überfüllte Seminare? An einer anonymen Massenuni ist der Einzelne nicht wichtig, und das bekommt er auch täglich zu spüren.

Kein Wunder also, dass die graue Überzahl keinen Bock auf Hochschulpolitik und Campusleben hat. Keinen interessiert, ob die Gremien debattieren, die Uni-Sportler konkurrieren oder die Orchester musizieren. Auch die patriotischen „Uni Leipzig“-Souvenirs bleiben in den Regalen kleben. So macht selbst ein Blumenstrauß zur Abschlussfeier aus einem gleichgültigen Studenten noch lange keinen überzeugten Absolventen.

Die Ehemaligen-Pflege muss bereits bei der Erstsemesterbegrüßung einsetzen und das ganze Studium begleiten. Dann können die Hochschulen auch langfristig mit dem Engagement und den Spenden der Absolventen rechnen.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Siegfried Schmidt betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Annika Koch und Ulrike Arnhold. Campus ist erreichbar unter Tel./Fax 9 73 57 44/46.



Aus den Augen – aus dem Sinn?

Absolventen sind ein Pfund, mit dem auch Leipzig wuchern könnte

Von ULRIKE ARNHOLD

Der Schritt ins neue Jahrtausend ist für viele Hochschulen kein Spaziergang, sondern ein Hindernislauf. Der vermeintliche Vollkaskostaat Deutschland schraubt seine Leistungen zurück; die Universitäten müssen sich nach alternativen Geldgebern umschauen. Auch für die Studenten sind Praxisbezug und persönliche Kontakte immer wichtiger. Eine bislang vernachlässigte Gruppe könnte den Akademikernschmieden auf die Sprünge helfen – die eigenen Absolventen.

In den USA und Großbritannien gehört die Pflege der Ehemaligenkontakte seit Jahrzehnten zu den wichtigsten Zielen der Universitäten. Schließlich dienen die Alumni – also die ehemaligen Schüler und Studenten – nicht nur als „Öffentlichkeitsarbeiter“ in Unternehmen und im Bekanntenkreis, sondern auch als Berater, Praktikumsvermittler und Sponsoren.

Leipzigs Hochschulen haben das akademische und wirtschaftliche Potenzial ihrer Absolventen noch nicht erkannt. Bislang gibt es nur vereinzelt Ansätze, die Studenten nach ihrem Diplom an ihre Ausbildungsstätte zu binden. Sind den Leipziger Bildungsstätten ihre Absolventen egal?

Andreas Blaschczok, Prorektor für Universitätsentwicklung: „Die gemeinsame Überzeugung von der Wichtigkeit der Absolventenbeziehungen ist noch nicht da.“ Das Rektorat befürwortet zwar grundsätzlich die Idee eines Ehemaligen-Netzwerkes, gebe die Verantwortung jedoch an die Fakultäten weiter. Bei vielen Dekanen stieß die Alumni-Idee aber bislang auf taube Ohren.

Dass es trotzdem erste Absolventenvereine an der Uni gibt, ist der Initiative „von unten“ zu verdanken. Vor einem Monat gründeten der Wirtschaftsrechtswissenschaften ihren eigenen Alumni-Verein. Bereits seit längerer Zeit gibt es einen Ehemaligen-Klub am Institut für Amerikanistik und am Lehrstuhl Öffentlichkeitsarbeit/PR des kommun-

kationswissenschaftlichen Instituts. Etabliert ist ein Alumni-Projekt für ehemalige ausländische Kommilitonen. Über das Netzwerk „Leipzig Alumni International“ hält das Akademische Auslandsamt mit rund 800 Absolventen in 89 Ländern Kontakt. Um diese Auslandspartnerschaften auszubauen, halten Leipziger Wissenschaftler Seminare in Entwicklungsländern wie Vietnam und Äthiopien. „Erst ist die Initiative der Universität gefragt, bevor die Alumni etwas zurückgeben“, meint Karen Lippold vom Auslandsamt. Mit Spenden von Absolventen könne erst in einigen Jahren gerechnet werden.

Dass sich die langfristige Pflege von Absolventenbeziehungen lohnt, beweist das Beispiel der US-amerikanischen Ohio University, die Partneruniversität der Leipziger ist. „Im letzten Jahr haben wir rund 60 Millionen Dollar an Spenden erhalten“, berichtet der dortige Alumni-Koordinator Michael J. Worley stolz. Hinter der Summe steckt ein riesiger Apparat: Knapp zwei Dutzend Mitarbeiter organisieren das jährliche „Home Coming“-Fest, geben Alumni-Zeitungen heraus und koordinieren die Arbeit der 46 nationalen und zwölf internationalen Ortsgruppen. Daneben stärken Sportteams, Studentenvereinigungen sowie ein reges Kulturleben die Bindung zur Ohio University.

Natürlich ist das US-amerikanische Modell mit Football und Cheerleadern nicht eins zu eins auf Deutschland übertragbar. Lars Tutt vom Centrum für Hochschulentwicklung: „Bei uns haben Alumni keine Tradition. Studenten identifizieren sich nur sehr wenig mit ihrer Hochschule.“ Allerdings müssen deutsche Studenten an öffentlichen Universitäten auch keine Studiengebühren bezahlen.

Andererseits der privaten Handelshochschule Leipzig (HHL): Künftig 8000 Mark Gebühren pro Semester stärken nicht nur die Lehre und Betreuung der Studenten, sondern auch das Gemeinschaftsgefühl. „Das Entscheidende ist, dass wir eine starke emotionale Beziehung zu unserer Schule haben“, erklärt Al-

brecht Enders, Vorstand des Alumni-Vereins der HHL. Der zwei Jahre alte Ehemaligen-Klub kann über fehlende Resonanz nicht klagen. Knapp 90 Alumni sind Mitglied; etwa 30 kommen jedes Semester dazu.

Dass Absolventen-Netzwerke auch an staatlichen Hochschulen funktionieren können, beweist die Leipziger Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK). Der Aufbau eines Alumni-Netzwerkes gehört dort zu den obersten Zielen des Fördervereins. Zwei Mal jährlich lockt der Fachbereich Wirtschaftswissenschaften die „Wiwi-Alumni“ mit einer Grillparty und Weihnachtsfeier in die Schule zurück. Mit Erfolg: „Wir haben großen Zuspruch von Studenten und Hochschulleitung“, so Mitbegründerin Sabine Hüttinger. Andere Fachbereiche der HTWK wollen dem Beispiel nachsehen.

Die anderen messestädtischen Hochschulen haben die Alumni-Bewegung bis jetzt verschlafen. Dabei sind Ehemaligenkontakte deutschlandweit im Aufwind: Bei der Arbeitsgemeinschaft deutscher Alumni-Organisationen sind bereits vierzig Alumni-Klubs gemeldet. Die „Dunkelziffer“ liege aber etwa

Karriere nach dem Diplom: Viele Absolventen würden ihren einstigen Hochschulen gerne finanziell und beratend zur Seite stehen, wenn denn die Alumni-Zirkel intakt wären. Fotos: Jan Woitas



Arno Rink, Alt-Rektor der Hochschule für Grafik und Buchkunst, über sein Verhältnis zur DDR-Malerei

„Mensch wird immer gegenständlich träumen“

Für Arno Rink, Maler, Kunstprofessor und von 1987 bis 1994 Rektor der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB), ist die so genannte „Leipziger Schule“ als Begriff zwar tot, wird aber durch weitermalende „Einzelkämpfer weitergetragen“.

Frage: Sie gehörten zur „Leipziger Schule“. Was ist von ihr geblieben?

Rink: Die „Leipziger Schule“ als Begriff ist tot. Sie ist ein Gebilde gewesen, das in hohem Maße an das System DDR gebunden war, eine intellektuell intensive Kunst, die sich mit der Gesellschaft auseinandersetzen wollte. Wenn man mit Kunst am gesellschaftlichen Prozess beteiligt sein will – und das ist eigentlich der wesentliche Unterschied zu heute – muss man sein Handwerk beherrschen, professionell sein.

über die Wende retten wollten?

Eine der wenigen Sachen. Ich habe in meiner Naivität gedacht, es wäre möglich, Haltung von DDR-Malerei, oder – um die DDR außen vor zu lassen – von gegenständlicher Malerei über die Wende hinaus zu erhalten. Die Studenten hatten aber völlig andere Vorstellungen. Allerdings: Nach drei, vier Jahren Rebellion kamen der Gegenstand und die Figur in die Kunst zurück.

Kommen Studenten, weil sie noch schnell beim Professor Rink gegenständlich malen lernen wollen, bevor er in Rente geht?

(Lacht) Da ist schon was dran. Das Interesse ballt sich immer mehr, von Australien bis Amerika. Der Mensch wird eben immer gegenständlich träumen. Man muss aber realistisch bleiben: Ich kann den Lauf der Zeit nicht ändern. Im Moment wird das, was „Leipziger Schule“ gewesen ist, wei-

tergetragen durch Einzelkämpfer, die selbstverständlich weitermalen.

Haben Ihre Schüler Probleme mit Ihrer Vergangenheit, etwa: „Der Rink war mal ein großer sozialistischer Maler, da müssen wir vorsichtig sein“?

Nein. Für die jungen Leute ist Leipziger Malerei überhaupt keine politische Dimension. Das sind Bilder, die sie lieben oder nicht.

Die realistische Kunst in der DDR sollte auch immer ein Spiegel der Gesellschaft sein. Setzen Sie sich heute noch mit der Gesellschaft oder dem Staat auseinander?

Die Motivation zur Auseinandersetzung mit dem Staat ist weggefallen. Ich weiß nicht mehr, wer dieser Staat eigentlich ist. Er ist nicht mehr greifbar, und seine Probleme sind bei weitem nicht meine Probleme, die ich künstlerisch und vielleicht auch kritisch gestalten möchte.

Ist das eine Schwierigkeit,

die auch junge Künstler – ihre Schüler – heute haben?

Nicht unbedingt. Für sie ist die Problematik Künstler und Gesellschaft weit weniger relevant. Sie versuchen eher, Unspektakuläres bildhaft zu machen und so in einen gesellschaftlichen Kontext zu stellen. Die jungen Künstler müssen zudem immer auf den Markt schauen und werden oft atemlos, wenn sie feststellen, dass sie dennoch hinterher sind.

Bedauern Sie die Schüler deswegen?

Sie werden es als Künstler nicht leicht haben. Ich sage manchmal: Wenn ich fair wäre, müsste ich einen Knüppel nehmen und auch rausprügeln, denn ihr wisst gar nicht, was auf euch zukommt. Aber dann muss ich auch wieder sagen, dass sie fantastisch sind und, was geistige Problematiken anbelangt, hochanspruchsvoll. Sie sind nicht der Kunst abzuhalten.

Interview: Christian Fj



Maler und Werk: Professor Arno Rink gehört als Schüler Bernhard Heisigs zu den bekannten Malern der „Leipziger Schule“.

Ist es nur die Professionalität, die Sie für Ihre Schüler